

getrennt waren. Das Lager war in große Quadrate eingeteilt und an den dort üblichen Ziehbrunnen war zu erkennen, dass es viele Quadrate gab, weil fast in jedem Quadrat ein Ziehbrunnen stand. An die 20 000 Mann soll dieses Lager gefasst haben.

Für uns war erst einmal keine Baracke frei und wir mussten unter freiem Himmel campieren. Nun zeigte sich, dass ich recht getan hatte, meinen Mantel nicht zu verscheuern. Giebner und Vogelsang jammerten. Sie fragten kläglich an, ob sie einen Zipfel von meinem Mantel abbekommen könnten. Das könnten sie schon, bot ich an, aber nur, wenn ich in der Mitte liege. Dadurch hatte ich es schön warm, aber die beiden wussten nicht, welche Seite sie zuerst unter den Mantelzipfel bringen sollten und waren recht froh, als die Sonne aufging. Wir haben zwei oder drei Tage im Freien gelegen. In diesem Lagerquadrat traf ich den Sohn von Lehrer Schumann aus Dillstädt, der der dortige Hitlerjugendführer gewesen war. Wir kannten uns gut, denn ich bin – wie bereits erwähnt – 1941/42 in Dillstädt zur Hitlerjugend gegangen, weil die sich am Segelflug orientierte und deshalb als Flieger-HJ bezeichnet wurde.

Wir bekamen als Verpflegung Trockenfisch, an dem die Salzbröckchen noch hingen. Der Fisch schmeckte nicht besonders gut. Schumann schlug vor, dass wir uns den Fisch räuchern könnten. In dem Quadrat, in dem wir uns aufhalten mussten, war ein kurzer, etwa ein Meter tiefer Graben. Schumann hatte zwei Bleche und einen Stab entdeckt. Auch etwas Draht lag da herum. Alles was man brauchte, um zu räuchern. Nur das Brennmaterial fehlte noch. Das sollte ich besorgen. Dazu versuchte ich, unser Areal zu verlassen und an den Sägespänehaufen zu gelangen, der neben der Küche lag, die in unserer Nähe war. Ich konnte dort einige Feldmützen voll Sägespäne holen und es gelang uns gut, den Fisch zu räuchern. Nun kam er uns wie eine Delikatesse vor. Der Fisch schmeckte jetzt ausgezeichnet und das Fett lief uns die Hände entlang. Mit meinen Tabak konnte ich anderen auch noch etwas Fisch abhandeln, denn so trocken und salzig wie er war, konnte man ihn pur kaum essen.

Zum Räuchern hatte Schumann ein Blech in den Graben geklemmt, sodass der abgeriegelt war. Das Blech war mit seiner oberen Kante dem Erdboden gleich. Unten scharrrten wir mit den Händen Erde heran, damit nur ein schmaler Spalt als Zugloch blieb. Die Fische wurden mit Draht an einen Stock gehalten, welcher von einer Grabenseite zur anderen reichte.

Die hintere Seite unserer Röcherröhre war das Grabenende. Das zweite Blech wurde darüber gelegt.

Schuhmann, der sich mit dem Röchern gut auskannte, und ich wurden später wieder getrennt, weil er in Kategorie „1“ eingestuft wurde.

Die offizielle Mitteilung, die wir erhielten, war, dass niemand behaupten dürfe, dass wir in die Sowjetunion verbracht würden. Wer es trotzdem behauptete, würde eingesperrt. Einer von uns tat es und wurde eingesperrt. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Außer dieser offiziellen Mitteilung gab es nur Gerüchte. Ein Gerücht besagte, dass wir neu eingekleidet würden. Als das Gerücht aufkam, sprach mich an einer Zauncke ein Gefangener aus einem angrenzenden Quadrat an, ob ich meinen Mantel verscheuern würde. Das lehnte ich erst einmal ab. Doch mein Gesprächspartner ließ nicht locker und schlug mir vor, am folgenden Tag, dem Tag unserer Neueinkleidung, mir den Mantel für ein Brot und 90 Zigaretten abzukaufen. Nach dem Tausch würden wir ohnehin in einer Baracke untergebracht, weil dann eine leer würde. Die Unterhaltung über den Zaun war verboten. In der Ecke, in der wir uns unterhielten, wuchs Gestrüpp und man wurde nicht gleich gesehen. Mein Gesprächspartner war einer, der in der Stadt arbeiten ging und schon länger in dem Lager war. Ich machte noch darauf aufmerksam, dass mein Mantel durch einen Schuss beschädigt sei. Das sei nicht so schlimm, antwortet er mir.

Der Morgen des Folgetages kam heran und ich bekam für meinen Mantel ein großes rundes Brot und 90 Zigaretten, wie es abgemacht war. Nun waren Giebner und Vogelsang neidisch, weil mein Brot größer war als jene, welche sie erhalten hatten. Außerdem hatte ich zusätzlich noch die Zigaretten. Von dem Brot bekam aber nur der Dillstädter etwas ab. Am Nachmittag des Tages, an dem ich meinen Mantel verscheuert hatte, wurden wir aus unserem Areal heraus zur Neueinkleidung geführt. Man konnte fast alles tauschen. Ich bekam neue Schuhe. Wer keinen Mantel hatte, musste sich zwischen Mantel oder Tarnjacke und Decke entscheiden. Es gab aber Gefangene unter uns, die besaßen selbst noch einen Mantel und eine Decke. Diejenigen, die noch einen Mantel hatten, bekamen nichts. Darüber hatte mich schon der Mantelkäufer informiert. Ich bekam auch neue Fußlappen, aber russische. Die waren nicht quadratisch wie unsere, sondern schmaler und länglich. Dünner waren sie auch, aber lang. In der Hatz, Decke und Tarnjacke zu bekommen, hatte ich übersehen, dass meine

neuen Schuhe keine Riemen hatten, sondern nur mit einem schmutzigen Strick zusammengebunden waren. Darüber ärgerte ich mich sehr, weil es mir nicht gelang, wieder an die guten Riemen in meinen alten Schuhen heranzukommen.

Gegen Abend wurden wir tatsächlich in eine Baracke verlegt. Dort lagen wir wie die Heringe in der Dose. Auf den Pritschen mussten zwischen zwei Stützen zehn Mann Platz nehmen. Dazu hatten wir uns strickt alle auf eine Seite zu legen. Es war die linke Seite, auf der wir zu liegen hatten. Man kam kaum zum Luft holen.

Als ich gegen Morgen munter wurde, lag ich allein auf der Pritsche. Ich hatte nicht bemerkt, dass die meisten Kumpel die Baracke verlassen hatten. Darüber wunderte ich mich. Als ich nachfragte, gab man vor, von Wanzen gestochen worden zu sein. Ich hatte bis dahin noch keine Wanze gesehen. Erst, als wir neben der Baracke antreten mussten, machten einen schräg vor mir stehenden Gefangenen seine Hintermänner darauf aufmerksam, dass an seiner Tarnjacke eine Wanze herumkrabbele. So sah ich ganz kurz die erste Wanze. Das rührte mich erst nicht. War ich doch von keiner Wanze bisher belästigt worden.

Während ich schlief, hat mir ein „guter“ Kamerad noch die Fußlappen umgetauscht und mir die russischen gegen welche aus Hosenstoff untergeschoben, die sehr kratzten.

Die Fahrt nach nicht in die Sowjetunion

Nachdem wir noch einmal gepflegt wurden, marschierten wir zu großen Güterwaggons, in die wir zu je einhundert Mann eingewiesen wurden. Immer noch hieß es, es ginge nicht in die Sowjetunion. Doch das glaubten wir nun nicht mehr, denn Kenner behaupteten, dass die Eisenbahngleise schon die russische Spurweite hätten. Auch die Waggons und ihre Kupplungen waren uns fremd.

Nach kurzer Zeit des Wartens setzten sich der Zug in Bewegung. Obwohl wir nur Stroh als Unterlage hatten, war die Fahrt angenehmer als in den 15-Tonner-Waggons zuvor. Man konnte denken, man fährt in einem gut gefederten D-Zug. Ich war in einem der letzten Waggons. Es war ein langer Zug, in dem wir fuhren. Das konnten wir in Kurven beim Blick durch die Luke feststellen. Die Anlage zur Notdurft war etwas anders an-

gelegt als in den vorhergehenden Waggons bei den Rumänen. Es gab dazu eine kurze Holzrinne. Jedenfalls habe ich aufgepasst, dass ich nicht in die Nähe dieser Einrichtung kam.

Ich weiß nicht mehr, wie lange unsere Fahrt dauerte. Etwa in der Ukraine lernte ich mein erstes Russisch. Wir hatten gerade Essen gefasst, was regelmäßig geschah. Es gab eine dicke Erbsensuppe. Ich sah zur Luke heraus und da kam von der Lok her eine uniformierte Frau, die wohl Ärztin war. Bei unserem Waggon kam ihr ein großer, kräftiger Soldat entgegen. Man merkte an ihrem Gehabe, dass sie eine Frage stellte. Der Gefragte schüttelte seinen Kopf und sagte: „Ni snaju.“ (Не знаю), was also soviel hieß wie: „Ich weiß nicht.“

Der Zug fuhr schnell. So etwas gab es in Rumänien nicht. Unserem Gefühl nach, mussten wir schon weit in der Sowjetunion sein. Eines morgens, als wir noch schliefen, hielt der Zug. Es war der 1. Oktober 1945. Die Waggontür wurde entgegen der Regel in Fahrtrichtung links aufgeschoben. Draußen war es neblig und man konnte gerade noch die Schneezäune erkennen, die neben der Strecke aufgestellt waren. Da die Bretter quer angebracht waren, rief einer: „Oach, hier ist die Welt mit Brettern vernagelt!“

Aus vier Wagons mussten alle Gefangenen aussteigen. Ich gehörte dazu. Der Zug fuhr ohne uns weiter. Es wurde still um uns und wir fröstelten. Wir standen längere Zeit neben den Schneezäunen, zwischen denen es zum Durchgehen breite Überlappungen gab. Dann führte man uns ein Stück von der Eisenbahnstrecke weg, aber wir konnten wegen des Nebels immer noch nicht ausmachen, was sich um uns herum befand. Allmählich kamen Stimmen näher. Es wurde deutsch gesprochen. In dieser Richtung tauchten nach und nach aus dem Nebel Gebäude auf – ein Lager.

Wir waren also doch in Russland angekommen. Warum sollten wir vorher nicht erfahren, dass man uns hierher bringen wollte. Hat man gedacht, wir sind blöd? Ein bisschen müssen wir es ja alle gewesen sein, sonst hätte man uns im Januar 1945 nichts mehr vom Endsieg erzählen können. Also waren wir doch blöd.